

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Wie das Glück kommt
Autor: Adelung, Sophie von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Mutter Moses. Nach der Statue von Heinr. Max Im Hof
(1845 von Kaiser Nikolaus von Österreich erworben).

Mahel, die Mutter des Moses und Jesus im Tempel für die allergelungensten dieser Werke, die uns mit wahrer Bewunderung erfüllen; aber auch die liebliche Ruth und die anmutige Rebekka finden unsren vollsten Beifall. Von den nicht biblischen Figuren ist es namentlich „Das Mädchen aus der Fremde“, das uns anspricht. Es ist übrigens fast vermeissen, eine Rangfolge aufzustellen, wenn man die meisten Werke nur in der Reproduktion kennt.

Es bleibt noch zu bemerken, daß Im Hof der sogenannten „klassizistischen“ Richtung in der Bildhauerei angehörte, die bei ihren Arbeiten das Studium der Antike über das der Natur setzte. Er folgte da ganz seinen würdigen Lehrern Dainecker und namentlich Thorwaldsen. Diese Schule ist heutzutage in den Hintergrund getreten gegenüber der neuern mehr realistischen. Aber immerhin darf unsre Heimat und namentlich das kleine Bürglen im freundlichen Urnerland stolz darauf sein, einen so ausgezeichneten Künstler hervorgebracht zu haben, wie Heinrich Max Im Hof, dessen schönste Werke über alle Länder Europas zerstreut sind.

Dr. Conrad Escher, Zürich.



Wie das Glück kommt.

Skizze von Sophie von Adelung, Stuttgart.

Nachdruck verboten.

Am stillen Sommerregenabenden stand sie am Gartentürchen und sah die in unbestimmtes graues Zwielicht gehüllte Dorfstraße hinab. Rings Stille, nur das leise Rieseln der Tropfen von den Bäumen. Aus dem Boden steigt ein wohliger, schwacher Erdduft. Und von dort, aus der weiten Ferne, die geheimnisvolle Straße hinab, kann es jeden Augenblick gezogen kommen, das Unbestimmte, die erwartete Sehnsucht, einemand, ein Etwas, das große unsagbare Glück!

Wenn im verschwommenen Nebel Unrisse sichtbar wurden, eine Gestalt sich daraus loslöste, näher kam und es nur die Melchfrau war oder ein Holzkarren, dann zerrann der ganze Zauber der Erwartung in nüchterne Wirklichkeit. Aber das schadete nichts: sie baute den Zauber wieder auf, und die nächste nebelhafte Gestalt machte ihr Herz aufs neue in banger Freude klopfen: das, das konnte es ja vielleicht sein oder das Nächste oder Uebernächste!

So stand sie oft da, wenn sie einmal frei war und der Mutter nicht im Haushalte half oder dem Vater bei seinen wirtschaftlichen Sorgen. Das Gut war nicht groß; aber es mußte gewissenhaft verwaltet werden, und alles sollte wie am Schnürchen gehen. Die Jahre kamen und gingen; die Jahreszeiten verdrängten eine die andere. Renata hätte keines Kalenders bedurft. Sie wußte ja ganz genau: jetzt wurden die Rosenbäumchen aus dem Boden genommen, Himbeeren und Obstbäume beschnitten; jetzt war es Zeit, für das Gemüse zu sorgen und das Beerenobst einzumachen; dann kam das Spalierobst an die Reihe und zuletzt die Wintersorten, und dann wurden die Rosenbäumchen wieder gelegt, und es kam Schnee und Eis und Kälte, die Tage, wo man mit der Arbeit bei der Lampe saß. Langeweile hatte sie nie; es gab immer etwas zu tun. Renata aber fragte sich manchmal, ob das in alle Ewigkeit so fortgehen würde, ob sie auch drüben im Jenseits Bohnen pflücken, Erdbeeren und Johannisbeeren einmachen werde, um sie dann wieder zu essen und von neuem einzumachen! Ja, wenn das ferne, große Glück nicht gewesen wäre! Sie wartete geduldig darauf, nicht ungestüm wie andere, aber mit einer rührenden, feisten Hoffnung. Aber es kam nicht, und Renata wurde älter, und die Jugend ging und kam nicht zurück, wie die Rosen, die jedes Jahr

neu aufzblühen, wenn man sie zum Winter begraben hat. Die begrabene Jugend steht nicht mehr auf. Renata merkte es kaum; es war niemand da, um ihr zu sagen, daß ihre rostigen Wangen allmählich erbläschten und die runde Weichheit der Glieder, das gewisse Unbeschreibliche, das den Reiz der Jugend ausmacht, verging. Die Eltern sahen die Tochter alle Tage um sich und beachteten es nicht; so sah sie, so unmerklich kam es, nicht in wilden Stürmen und Tränenstauern, wie bei manchen andern. Sie waren selbt so alt geworden, daß ihnen Renata immer noch wie ein Kind vorkam. Verkehr wurde wenig gepflogen, in der Nachbarschaft gab es nicht viele Bekannte; so hatten sie auch nicht Gelegenheit, Vergleiche mit andern anzustellen. Renata besorgte jahraus, jahrein den Haushalt, besuchte die Armen im Dorfe, und ihre einzigen Freunde waren der alte Pfarrer und seine Frau, die fast eben so still und zurückgezogen lebten wie ihre Eltern.

Da starb zuerst Renatas Mutter, dann ihr Vater, und sie stand nun ganz allein in der Welt. Das war ihr erster, großer Schmerz, und sie trug schwer daran. Aber es fiel ihr gar nicht ein, in ihrer bisherigen Lebensweise irgend etwas zu ändern; sie wußte, die Heimgegangenen hatten fest darauf gerechnet, daß auch nach ihrem Tode alles so weitergehen würde wie bei ihren Lebzeiten. Eine Ueberseßlung in die Stadt, ein Verkauf des Gutes wären ihr undenkbar vorgekommen. Sie verpachtete

Ökonomie und Felder, wie es der Vater in seinem Testamente angeordnet hatte, und behielt Haus und Garten unter ihrer persönlichen Leitung, wobei ihr Brigitte, das Hausfaktotum, und der erfahrene alte Gärtner treu zur Seite standen. Sie sah sich plötzlich von einem großen Teil ihrer täglichen Arbeit entbürdet; denn in den letzten Jahren hatte fast die ganze Verantwortung für das Gut auf ihren Schultern gelegen, und es blieb ihr jetzt viel Zeit übrig zu denken. Es war ihr fast ergangen wie jenen beiden in Heines Gedicht: „Sie waren längst gestorben und wußten es selber kaum...“ Jetzt regten sich wieder allerlei alte Gedanken und Träume in ihr; denn die sterben nicht sogleich mit der Jugend zusammen, wenn diese begraben wird, sondern wachen wie die Rosen jedes Jahr zu neuem Leben auf. Freilich, sie ging nicht mehr ans Gartentor, dort ihr Glück zu erwarten; aber in ihrem tiefinnersten Herzen, da war eine stille Hoffnung, eine Zuversicht: es mußte noch kommen, es war gewiß schon unterwegs. Warum auch nicht? Es ist ja immerfort so vieles unterwegs in dieser großen, bunten Welt; der eine geht dorthin, der andere dahin... Warum sollte sich nicht auch einer verirren auf das einsame Gut, zur vater- und mutterlosen Waage, zu dem einsamen, traurigen, liebedürftigen Herzen und es glücklich und selig machen... Warum?

Und er kam auch wirklich eines Tages, ein schöner junger Mann. Er war ein entfernter Verwandter mütterlicherseits, war Künstler und hatte einen dunklen Christuskopf, eine weiche Stimme, die wie Musik klang, und eine vornehm-lässige Art, die gut zu dem verträumten Ausdruck seiner Augen paßte. Er stellte sich Renata vor, erzählte, er studiere in München bei einem der bedeutendsten Freilichtmaler, sei jetzt auf einer Studienreise im Dorfwirtshaus einquartiert und hoffe, die liebenswürdige Cousine öfters aufsuchen zu dürfen. Er sprach über seine Auffassung der Kunst, lobte das stimmungsvolle Graugrün der Wiesen am Bach und schwärzte ihr viel von modernsten Anschaunungen in einem Kunstjargon vor, von dem Renata nie gehört hatte und von dem sie kaum hie und da ein Wort verstand. Aber schön war es doch; es war etwas nie Gehörtes, nie Dagewesenes, Unglaubliches, einen jungen, schönen Mann vor sich zu haben, der zu Besuch zu ihr, der armen, einfamen Renata gekommen war, der ihr gegenüber am Tische saß und sie mit diesen dunklen, weichen Samtaugen ansah! Sie fühlte sich wie plötzlich aus all der Alltäglichkeit, Bescheidenheit und Einförmigkeit herausgerissen vor und in ein Land verpflanzt, — ein Wunderland, von dem sie gelesen und manchmal verstohlen geträumt... Ein Land, in dem man plaudert, festlänglich empfindet, sich ansieht und sich — Renata erschrak über sich selbst, über den Rausch, der über sie gekommen war. So bald, so bald nach der Eltern Tod — zwei Jahre kaum — und sie konnte mit einem Fremden lachen, ja scherzen! Was das nur war? Sie versuchte ihrem Gesicht wieder den gewohnten, ruhigernsten Ausdruck zu geben. Aber es wollte nicht. Unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen zu fröhlichem Lächeln, die Augen glänzten hell, und sogar die neckischen Haarlocken, die sie zu so fügsamem glattem Gehorsam gezwungen hatte, wurden auf einmal rebellisch: sie fielen ihr in die Stirne herein, sodaß sie sie immer wieder verwundert zurückstreichen mußte. Der Beter blieb nicht lange. Er sprang bald wieder auf, verabschiedete sich höflich, bat die Cousine, doch morgen an den Bach kommen zu wollen, um sein Bild zu sehen, und drückte ihr beim Gehen einen flüchtigen Kuß auf die Hand.

Renata stand noch lange, nachdem er gegangen, tiefatmend mit weitgeöffneten, hellen Augen. Ein Ereignis, ein Ereignis in ihrem einfachen einformigen Dasein! Sie wollte wieder an ihre Arbeit zurückkehren; aber es war ihr unmöglich. Die Nadel zitterte ihr in der Hand, die er gefüßt hatte; im Küchenbuch, das sie vornahm, tanzten die Zahlen durcheinander. Zuletzt lief sie zu Brigitte — Köchin und Kämmerjungfer in einer Person und ihre Vertraute, seit sie denken konnte.

„Brigitte! Brigitte! Was meinst du, der fremde Herr ist doch wohl ja eine Art von Beter... Sein Vater und meine Mutter waren richtige Geschwisterkinder... Soll ich... kann ich ihn zu Tisch laden?“

Brigitte ließ den Teig stehen, den sie gerade rührte. „Gia, Fräuleinchen, warum denn nicht?“ fragte sie.

Renata stand unschlüssig da. Warum war es ihr auf einmal nun nicht recht, daß die Alte so schnell einverstanden war? Warum hätte sie lieber gehört, daß sie Einwendungen gemacht hätte? Renata verstand sich selbst nicht mehr.

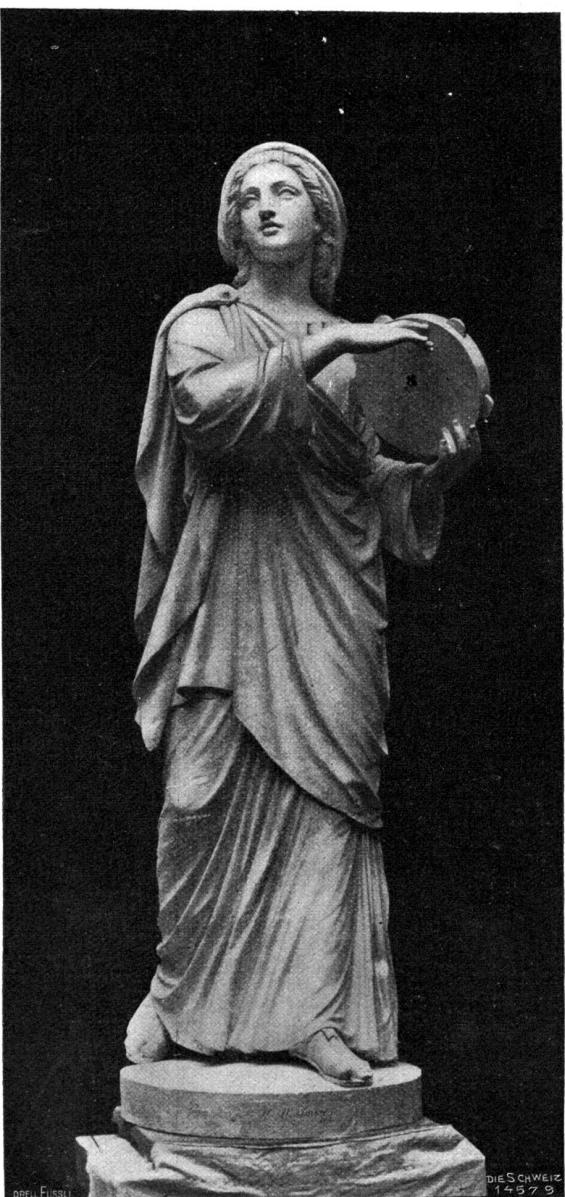
„Ich soll morgen zum Bach hinausgehen, sein Bild zu

sehen, an dem er malt,“ sagte sie zögernd; „da könnte ich ihn ja gleich einladen.“

„Ja, laden Sie ihn nur gleich zu übermorgen ein, Fräuleinchen!“ nickte die Alte. „Das wird ganz hübsch sein. Wir machen dann Kalbsfrikassee mit Sahnenfouce und Ihre Lieblingskartoffeln dazu und nachher eine Biskuitroulade. Und Jakob sagt, die Bohnen seien reif: das trifft sich ganz gut. Ja, Fräuleinchen, laden Sie den jungen Mann nur ein; eine kleine Abwechslung tut Ihnen not, und so ein junges, lustiges Künstlerblut bringt etwas Leben ins Haus.“

Renata hatte nichts mehr zu sagen und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Aber sie fand dort keine Ruhe mehr und ging in den Garten. Lange stand sie am Baum und sah über die Felder hinaus. Drüben am Waldesbaum floß der Bach vorbei: dort mußte er seine Werkstatt aufgeschlagen haben.

Am andern Tag ging sie lang vor der verabredeten Stunde dem Wäldchen zu. Es war doch auch nötig, sich von Zeit zu Zeit Bewegung zu machen, und sie ging viel zu selten spazieren. Richtig, dort unter den Erlen und Haselstauden leuchtete ihr ein heller Malschirm entgegen! Dort lagen in malerischer Unordnung seine Sachen herum, und da stand auch er selbst, ein



Mirjam, des Moles Schwester. Nach der Marmorstatue von Heinr. May Imhof (1798–1869) im Stadtschloß zu Potsdam.

lebendiges Genrebild in seiner abgeschabten Velvetjoppe, der schöne Kopf dunkel gegen die sonndurchleuchtete Umgebung. Er ging lebhaft auf sie zu, als er sie gewahrte, und bewillkommnete sie herzlich. „Wie schön, daß Sie kommen, liebe Cousine! Hier, setzen Sie sich auf meinen Malstuhl — er ist freilich nicht sehr bequem — und ruhen Sie sich aus! Es ist warm; ich habe heute noch nicht viel Ordentliches zusammengebastzt. Dies feine Flimmern und Beben der Luft im Sonnenglast macht mich rabiat: ich bringe es nicht heraus!“

„Ich finde Ihr Bild wunderschön!“ Sie war an die Staffelei herangetreten. „Wie getreu das alles ist, das Wasser, die Gräser, die sonnige Wiese; man möchte sich gerade hinlegen und träumen.“

Ihr Lob schmeichelte dem jungen Künstler. „Aber die Stimmung,“ meinte er, „die Stimmung ist nicht darin! Ich bringe sie nicht hinein. Die Natur hat Geheimnisse, in die wir nicht dringen. Wir sind allzumal Sünder und Stümper, wir Maler!“

Sie war etwas entsezt über seine freie Art, die Schrift auszulegen. Dergleichen hatte sie noch nie gehört. Aber sein ganzes Wesen imponierte ihr ungemein. Es kam ihr vor, als werde sie zum ersten Mal in ihrem Leben in den heiligen Tempel der Kunst eingeführt, und sie fühlte sich in eine Welt voll neuer Gedanken und Auseinandersetzungen versetzt.

Sie hörte mit leuchtenden Augen seinen eingehenden Ausführungen über Theorie und Praxis, Farben-, Licht- und Schatteneffekte zu und holte dann etwas schüchtern ein Päckchen aus ihrem Korbe hervor, den sie am Arme getragen. „Wenn ich Ihnen ein kleines Frühstück anbieten dürfte?“ sagte sie; „es sind nur Butterbrote mit Zunge und ein Stück selbstgeräucherter Gansbrust.“

Er dankte sehr erfreut und machte sich sofort über den Inhalt her. „Wir Maler haben immer Hunger,“ bemerkte er, „mehr Hunger als Geld... Manchmal unbedeckt viel für unsern schmalen Beutel!“

Sie wurde rot vor Vergnügen und lud ihn zum Mittagessen ein, was mit Dank angenommen wurde.

Das kleine Festbankett am nächsten Tage verließ sehr befriedigend. Brigitte hatte ihre höchste Kunst entwickelt: die Sahnhäuse war vortrefflich, mit goldbraunen Kürbischen, wie sie der feinste Pariser Gourmand nicht verschmäht hätte. Fast hätte das Fräulein den Wein vergessen; sie trank nie etwas anderes als Wasser zu Tisch. Glücklicherweise erianerte Brigitte sie noch zur rechten Zeit daran, daß im Weinkeller noch ein paar Flaschen von ihres Vaters Bordeaux lagen. Sie schämte sich tief — wie wenig wußte sie doch davon, wie man Herren bewirten muß — und stieg selbst in den Keller hinab in ihrem mausgrauen, feinen Wollbatskleide, um den Wein zu holen. Es war das erste Mal, daß sie seit der Eltern Tod ein farbiges Kleid trug; sogar ein verschämtes Blümchen lugte aus den Falten ihrer Bluse hervor, und sie sah viel jugendlicher aus als in dem strengen, harten Schwarz. Er bemerkte es und sagte ihr eine Liebenswürdigkeit, die sie tief innerlich glücklich und zugleich unruhig machte; sie war an dergleichen so wenig gewohnt. Nach Tisch musizierten sie ein wenig zusammen; sie spielten Mozart und Handa vierhändig. Dann entdeckte er, daß sie eine, wenn auch schwache, doch liebliche Stimme besaß; er nötigte sie zu singen und begleitete ihre Lieder. O die Musik, diese böse, böse Zauberin! Wie süß sang sie sich

selbst die lieben alten Lieder ins Herz hinein, das: „Ich hört' ein Bächlein rauschen...“ „Klein Anna-Kathrin“, „Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen...“ und „Leise zieht durch mein Gemüt...“ Zuletzt sang sie Stanges reizvolles Idyll:

„Bei dem Glanz der Abendröte
Ging ich still den Wald entlang...“

Sie wunderte sich selbst darüber, wie süß ihre Stimme bei dem Refrain: „So la — a — a —“ klang. Und er sagte, Goethe hätte sie singen hören müssen; so interpretiert nähmen sich die im übrigen ziemlich albernen Worte echt klassisch aus; in ihrer Stimme wehe der ganze Zauber der damaligen naiven, schelmisch-wehmütigen Schäferromantik, die Goethe in dem Liede verkörpert habe.

Und nun folgten Sommertage für sie, einer immer schöner als der andere, Tage voll Glanz und Duft und Farbe und Klang, voll Rosen und Süßer, verschleieter Träume! Sie fragte sich nie, was daraus werden sollte, sie wunderte sich nur, wie sie so lange im Dunkeln, im Vergessen, in der Kälte hatte leben können. Immer über einen Tag ab er auf dem Gute, den andern besuchte sie ihn auf der Wiese und brachte ihm — es hatte sich ganz von selber so gemacht — sein Frühstück. So vergingen ein paar Wochen. Dann änderte sich das Wetter, es wurde rauh und kalt. Eines Tages erschien er zu ungewohnter Stunde. „Ich muß leider schon morgen fort,“ sagte er der Cousine, die ihm plötzlich still und bleich gegenüberstand. „Auch mein Bild kann ich jetzt doch nicht mehr fortarbeiten, und mein Freund schreibt, der Professor sei schon von der Sommerfriese zurückgekehrt. Da wird es am besten sein, ich gehe gleich. Daß ich ungern scheide, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie waren die Güte und Freundlichkeit selbst gegen mich, teure Cousine, und ich werde immer an die schönen Stunden zurückdenken, die ich bei Ihnen und mit Ihnen verleben durfte. Darf ich es sagen? Sie sind mir entgegengekommen wie eine Schwester, und ich schaue und liebe Sie wie eine solche. Wie zu einer solchen habe ich auch Vertrauen zu Ihnen gewonnen, und wenn ich... wenn ich hente mit einer Bitte scheide...“ Hier wurde er augenscheinlich sehr verlegen und mußte sich mehrmals räuspern. „Meine Bitte geht nämlich dahin... Sie werden mich nicht missverstehen! Aber ich weiß, Sie können es, sonst würde ich niemals wagen, mit etwas dergleichen herauszurücken... Ich brauche Geld... Könnten Sie mir zweit- bis dreihundert Mark leihen?“

Sie sah ihn stumm an und nickte nur. Dann stand sie auf, ging an ihrem Schreibtisch, schloß ihn auf, nahm dreihundert Mark aus ihrem Fach, wickelte sie mit zitternden Händen ein und übergab sie ihm. Er dankte in stürmischen, überchwänglichen Worten; fast schämte er sich, das Ersehnte so rasch erlangt zu haben, und drückte ihre Hände lang und warm. „Sie sind ein Engel!“ rief er enthusiastisch. „Ich wollte nur, ich könnte Ihnen meine feurige Dankbarkeit und Liebe beweisen! Gestatten Sie...“ Er zog ihre beiden Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küschen: „Geben Sie mir das Recht, das eine Mal nur, das Bruderrecht, Sie zu umarmen!“

Er wollte sie an sich drücken; aber sie wich zurück und sah so blaß, so erschreckt aus, daß er entschuldigend einige Worte stammelte. Dann rief er ihr noch etwas Unzusammenhängendes von Dank und ewiger Freundschaft zu — und war verschwunden.

(Schluß folgt).

— Ich will —

Ich will meine Straße gehen
Und blicken zur Seite nicht,
Wo winkend die Freunde stehen
Und die Feinde mit finstrem Gesicht.

Und kommt ein Lob geflogen:
„Der darf sich lassen seh'n!“
Ich will vornüber gebogen
Und schweigend weiter geh'n.

Und schallt's an manchen Enden:

„Der Bursche taugt nicht viel!“
Ich will den Blick nicht wenden
Vom fernen Ziel.

Ob ich es komme zu fassen,
Das wissen nicht du noch ich;
Doch sollen sie mir lassen,
Daz ich vom Weg nicht wich!

Ernst Zahn, Göschener.